

(Nachdruck verboten.)

1) Die Fankare.

Roman von Fritz Mauthner.

I.

Seit wenigen Tagen erst war Richard Mettmann wieder in Berlin. Drei Jahre lang hatte er in England gelebt, erst in London, dann in Manchester, um ein tüchtiger Maschinenbauer zu werden, insbesondere aber um die Geheimnisse der neuen Schnelldruckmaschinen genau kennen zu lernen. So war sein Wunsch mit dem des Vaters übereingekommen.

Gottlieb Mettmann, der Vater, dessen Hünnegestalt noch nicht gebeugt, dessen buschiger Schnurrbart noch nicht ganz grau geworden und dessen kurz geschorenes helles Haar noch gar nicht ergraut schien, war durch eines seiner weit-aussehenden Geschäfte damals plötzlich in den Besitz einer großen Druckerei gekommen. Er mußte immer solche neue große Unternehmungen anfangen, um den Glauben an seinen Reichtum aufrecht zu erhalten. In seinem eigentlichen Gewerbe, einem ausgedehnten Holzhandel, war ihm eine neue Papierfabrik zugefallen, weil sie bei ihm Schulden gemacht hatte. In ähnlicher Weise hatte er dann die Druckerei erwerben müssen, um sich vor Schaden zu bewahren. Und sofort hatte er, mit leidenschaftlichem, ja phantastischem Planentwerfen eine Vereinigung der verwandten Erwerbszweige in Aussicht genommen; schon waren die ausgebreiteten Kiefern- und Buchenwäldungen eines Magnaten für Jahre hinaus gepachtet, die Papierfabrik sollte die ungeheure Holzmasse in unendliche Rollen schlechten Druckpapiers verwandeln, und die zauberhaften Notationsmaschinen seines Sohnes mußten wieder aus dem schlechten Zeuge die gewaltige Auflage einer wohlfeilen Zeitung herstellen. Unmittelbar nach des Sohnes Abreise hatte er mit großem Värm und zum Vergernis der alten und vornehmen Berliner Blätter eine wohlfeile Tageszeitung, „Die Fankare“, herauszugeben begonnen.

Richard Mettmann war es von Jugend auf gewöhnt, daß sein Vater nicht viel mit ihm sprach. Nach der ersten herzlichsten Begrüßung war auch jetzt sofort ausgeführt worden, wovon in ihren seltenen Briefen schon lange die Rede gewesen war. Richard trat in die Maschinenfabrik von Behrend u. Compagnie ein, bei welcher der Vater auch wieder irgendwie beteiligt war, und welche mit in den Kreis der großen Unternehmungen gezogen werden sollte.

So hatte der Sohn im Handumdrehen sein Leben neu geordnet, ohne daß es zwischen ihm und dem Vater zu einer richtigen Aussprache gekommen wäre. Richard behielt infolgedessen ein schlechtes Gewissen. Er hatte zwei tiefe und ernste Reigungen über die Nordsee mitgenommen, die eine galt einem armen Mädchen, die andre einer brotlosen Kunst. Richard nutzte, daß sein Vater beiden Gefühlen nicht das wünschenswerte Verständnis entgegenbringen würde; und so fühlte er sich wie von einer Schuld bedrückt, so lange er zu einem offenen Geständnis nicht den Entschluß finden konnte.

Auch Gottlieb Mettmann, dem die Leute sonst alles, nur nicht Schüchternheit nachsagten, konnte in Gegenwart seines Sohnes eine ungewohnte Scheu nicht los werden. Kein Mensch auf der ganzen Welt hätte es wagen dürfen, ihn einen Spieler und seine vielen aufeinander gestürzten Geschäfte einen Schwindel zu nennen. Gottlieb Mettmann hatte nicht die Schwäche, aus welchem Grunde immer erröten zu können. Seinem hübschen Jungen aber hätte er nur mit Erröten gestehen mögen, daß er die Zukunft des einzigen Kinds nicht gesichert habe, daß er mit jeder neuen Gründung nur die Gefahren der letzten überbrücke. Darum hatte er dem heimkehrenden vierundzwanzigjährigen Sohn sofort das keine mütterliche Erbteil angewiesen, darum sollte Richard durch die glänzendste Heirat sichergestellt werden, darum hatte er ihn, sofort bei der schönen Nachbarin, Frau Leontine Piterßen, vorgestellt. Der Kommerzienrat Piterßen war dem sicheren, raschen Tod so nahe, daß seine junge, bestreudende Gattin beinahe schon wie eine Witwe betrachtet

wurde. Und es war kein Zufall, daß Richard gerade um diese Zeit aus England zurückkommen mußte.

Neben dem gebiegenen Wohnhause des Kommerzienrats Piterßen bewohnte Mettmann längst, seit dem Kriegsjahre 1866, welches ihm die erste große Spekulation glücken ließ, das zweite Geschöß eines Hauses der Tiergartenstraße, draußen nicht weit von der Hofsäger-Allee. Es war eins der ältesten Häuser dieser Parkstraße, nur vier Fenster breit, und hatte damals dem alten pensionierten Major von Habenow gehört. Richard war einmal dabei gewesen, und Johanna von Habenow-Trienitz, die Nichte des Majors, mußte es auch gehört haben, wie der verbitterte Mann zu Gottlieb Mettmann gesagt hatte:

„Alle Habenows gehören in den dritten Stock! Und da das Haus hier nur zwei hat, werde ich wohl noch vor meinem Tode hinaus müssen.“

Die Schwägerin des Majors wohnte damals, vor drei Jahren, mit ihrer Tochter und mit ihrem Söhnchen in dem Gartenhause auf dem Hinterland des Habenowschen Bodens, das sich von der Tiergartenstraße immer breiter und mächtiger bis zum Kanal erstreckte. In dem großen dreieckigen Garten hatte Richard, oft gegen den Wunsch seines Vaters und gegen den Befehl ihrer Mutter, mit Johanna manche Stunde verbracht und hatte zwischen den Kronen der alten Platanen ein Stück Berliner Himmel geschaut. Nun ja, im Sommer war es nur ein ganz kleines Stückchen, dann waren die Bäume belaubt und Habenows mit dem Major auf dem Lande; aber im Winter sah man durch die entblätterten Kronen sehr viel Himmel, — wenn das Schlittschuhlaufen anfang.

Jetzt war alles anders geworden. Das Gartenhaus war verschwunden. Auf dem breiten Hinterland, nicht weit von der Lützowbrücke, war ein großes Luxusgebäude aufgeführt worden; das Nichts stand bevor, aber man wußte noch nicht, ob die Festräume der gemeinen Unterhaltung oder einem neuen Theater dienen sollten. Der Garten, sein und ihr Garten, wurde zu einem großartigen Bierauschank umgestaltet. Und Richards Vater war die Seele der Aktien-Gesellschaft, welche das Alles betrieb.

Auch das alte Vorderhaus gehörte nun nicht mehr dem Major. Richard fand seinen Vater im ersten Stockwerk eingeseßen, als ob er dort seit Jahren gewohnt hätte, und im zweiten Stock war für ihn selbst eine hübsche Junggesellen-Bohnung eingerichtet.

Der Vater hatte ihm nach England nicht nur selten, sondern auch einsilbig geschrieben. So erfuhr Richard erst jetzt, daß der Major, über und über verschuldet, den letzten Rest seines Besitzes vor wenigen Wochen an Gottlieb Mettmann hatte überlassen müssen, und daß er seit dieser Zeit, da auch das Haus sofort hergerichtet werden mußte, recht krank auf dem Gute des Grafen Trienitz lebte.

Der Vater erzählte seinem Sohne nicht, daß die Kriegsrätin von Habenow mit Johanna seit zwei Jahren, seit der Gründung jener Aktiengesellschaft, beim Onkel Major gelebt und den schwerkranken Herrn gepflegt hatten, daß er mit der höflichsten Härte den ehemaligen Besitzer und seine armen Verwandten gezwungen hätte, das Haus vor Richards Ankunft zu räumen. Wozu brauchte auch der Vater selbst das und anderes zu berühren, was der Sohn früh genug erfuhr. Hoffentlich war Richard in der Fremde ein praktischer Mensch geworden und dachte über Geld und Welt nicht mehr so jugendlich wie einst.

Beide vermieden also eine Aussprache. Außer bei dem vornehm spätten Mittagessen sahen sie einander kaum; und so still ging es selbst dabei zu, das Gottlieb Mettmann wohl Recht hatte, wenn er einmal seiner Sehnsucht nach einer anmutigen lebhaften Schwiegertochter Worte ließ. Er sprach dann etwa noch von der unvergleichlichen Schönheit der Frau Leontine Piterßen und von dem Werte des Grundstücks welches die Nachbarhäuser vereinigt bilden würden. Aber auch auf solche Reden antwortete Richard nur wie einem Fremden. Und wenn er näheres über die Familie Habenow erfahren wollte, dann verstummte wieder der Vater.

So nahte der Monat Juni seinem Ende. Richard war schon vierzehn Tage in Berlin, bevor er von einem gefälligen Briefträger erfuhr, daß die verwitwete Kriegsrätin von Habenow

Lientz mit ihrer Tochter seit kurzem Alvenslebenstraße 23a wohnte, am Ende der Welt, dort, wo die Schienen der Potsdamer Bahn vorüberführten.

Richard sagte dem Vater bei Tische nichts von der Absicht, die Jugendfreundin noch heute aufzusuchen. Aber Gottlieb Wettmann erging sich, als er nur den Namen Havenow ausgesprochen hatte, in allgemeinen Schmähreden gegen den hochmütigen, verbummelten Adel, der die bürgerliche Arbeit verachte, weil er für sie unfähig geworden sei. Als Richard verstummte und zornig vor sich hinsah, erhitzte sich der Vater noch mehr und prahlte damit, daß er diesen Major aus seinem letzten Grundbesitz vertrieben habe. Gottlieb Wettmann war heute in sichtlich Erregung, weil das Nichtfest eben vorüber war und zur Nachfeier desselben Abends ein großer „Zauber“ im neuen Garten stattfinden sollte.

Richard war doppelt froh, als der Vater ihn verließ. Das Gerede gegen den Adel stimmte wenig zu den Gefühlen, mit welchen er sich zu seinem Gang nach der Alvenslebenstraße ansah. Johannes Bruder, der kleine Kadett, hatte wohl mitunter eine drollige Havenowsche Gönnermiene aufgesetzt, die Frau Kriegsärztin, die er nur aus der Entfernung kannte, war die Unnahbarkeit in Person, aber was ging das Johanna an? Freilich war er seit drei Jahren ohne jedes Lebenszeichen von ihr und konnte nicht wissen, ob sie so unveränderlich ihm zugewandt geblieben war, wie er in der Fremde dem lieben Mädchen, das er als seine Braut betrachtete, seit dem einen, einen Kusse. Wenn das aber nur eine närrische Einbildung von ihm war, wenn sie sich ihrer jugendlichen innigen Freundschaft nicht erinnern wollte, sich gar ihrer schämte, was dann?

Vor der Thüre der Wohnung, deren Inhaber durch keinen Schild verraten wurden, mußte er innehalten. War es allein die Mühe gewesen, drei Treppen hoch zu steigen? Sein Herz klopfte bis zum Halse hinauf und hörte nicht auf zu klopfen, als er endlich auf die Klingel drückte.

Die Kriegsärztin öffnete selbst.

„Bist Du es, Achim?“ rief sie mit ihrer weichsten Stimme und fuhr wie beleidigt zurück, als sie einen fremden Herrn vor sich sah. Richard nannte seinen Namen und bat um die Erlaubnis, den Damen nach jahrelanger Abwesenheit wieder seine Aufwartung machen zu dürfen. Die Kriegsärztin steifte sich in ihrem alten schwarzen Seidenkleide und machte keine Anstalt, die Thürspalte für den Besucher weiter zu öffnen. Da erschien mit der Frage: „Ist es Achim?“ ein lebhafter, kleiner Herr neben der Hausfrau und rief mit verlegener Herzlichkeit, als er Richard erkannt hatte:

„Sie sind es, liebster Herr Wettmann? Ach ja, die Freunde unsrer Freunde!“

Nun mußte die Kriegsärztin den Gast wohl oder übel eintreten lassen, aber mit keiner Miene, nur mit einigen öden Worten hieß sie ihn willkommen.

Richard erkannte in dem kleinen Herrn einen Geschäftsfreund seines Vaters, Herrn Haffner-von-Herne.

Er war Haupt-Aktionär der Gesellschaft, welche auf dem früher Havenowschen Grundstücke den Bierschant eröffnete. Auch bei andern Unternehmungen des Vaters mochte Haffner-von-Herne, ohne einen der schönen Namen herzugeben, beteiligt sein. Er war von Geburt der Mitbesitzer einer bekannten großen Brauerei in Bayern und lebte in Berlin als reicher Müßiggänger. Richard erinnerte sich aber, daß sein Vater ihm allerlei Aufklärungen über Herrn von Herne gegeben hatte. Vor allem hieß das geschneigte, etwa vierzigjährige Männchen, dessen blondes Lockenhaar und gleichfarbiger Mosaitbart wie vom Theaterfriseur aufgeklebt schienen, trotzdem beide echt waren — vor allem hieß er einfach Haffner, wie denn auch in den großen Anseraten der Brauerei immer nur von Haffnerschem Krasnbier die Rede war; dieser Mann hatte sich aber von einem alten, kinderlosen, bettelhaften Herrn von Herne adoptieren lassen und trieb sich seitdem als Haffner-von-Herne oder lieber noch als schlichter von Herne in der Welt herum. Seine Aufgabe in Berlin war es, vornehm aufzutreten, viel Geld auszugeben, einflußreiche Bekanntschaften zu machen und dadurch die verschiedenen Pläne der Haffnerschen Erben wirksam zu unterstützen. Er selbst sollte womöglich Abgeordneter und einer seiner Brüder Konsul oder so etwas Ähnliches werden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Rundgang durch den Schlacht- und Viehhof Berlins.

Von Emil Rosenow.

(Schluß.)

Die Großschlächter haben auf dem Schlachthof alle ihre gepackten Schlachtkammern und Ställe. Auf dem Rinderschlachthof ist die Einrichtung so getroffen, daß zur Rechten eines straßenlangen und breiten Hofes sich der Rinderstall mit den einzelnen Abteilen der Schlächter befindet, zur Linken das Rinderschlachthaus mit den Schlachtkammern. Das Thor der Kammer führt auf den Hof, während nach dem Innern des Hauses, durch welches ein breiter mit Eisenbahngleisen versehener Fluß sich zieht, sich die vergitterten Scharren des Großschlächters befinden, in welchen das Fleisch für die Ladenschlächter zum Einlauf aushängt. Dergefallt giebt es auf dem Rinderschlachthof drei Schlachthäuser und vier Rinderställe. Es ist alles peinlich sauber gehalten. Die insgesamt 137 überwölbten und unterkellerten Schlachtkammern haben alle mit weißen Metallger Thonplatten ausgelegten Fußboden. Fliegen giebt es in den Kammern nicht, die starke Ventilation verhindert ihre Ansammlung.

Eben hat ein Geselle aus der Stallung ein Kind am Strick über den Hof in die Schlachtkammer geführt. Dort steht bereits ein anderer Geselle, die nackten schneigen Arme auf den langstieligen Hammer gestützt. Der eine hält das Kind beim Kopf, zieht denselben etwas zur Seite und blüßschnell und mit fürchtbarer Wucht hat der andere den Hammer auf die Stirn des Tieres niederzulassen. Es fällt hin wie ein Saal. Noch ein Schlag, und es rührt auch kein Glied mehr. Mittlerweile hat der zweite Geselle den Strick um einen Fuß des Tieres gelegt, während der andere auf ihm kniet, ihm das Messer in den Hals bohrt und, nachdem es getötet ist, den Kopf bis zum Nacken abtrennt. Dann haben sie es auch schon gemeinschaftlich auf den „Schragen“ gebracht, ihm die Haut aufgeschnitten und abgezogen und sind nun im Begriffe, es zu zerteilen. Das alles geht mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit vor sich, wie sie eben nur die tägliche Schöpfung, gepaart mit großer Körperkraft, möglich macht. Und angestrengt sind diese Gesellen! Ein Großschlächter hat in der Regel zwei bis drei, wenn's hoch kommt, fünf Gesellen. Zwei Gesellen, die wir hier bei der Arbeit sehen, schlachteten in der Zeit von nachmittags 2 Uhr bis nachts 12 Uhr 50—60 Rinder fix und fertig zum Verkauf!

In dem letzten der Gebäude des Rinder-Schlachthofs befinden sich im zweiten Stockwerk acht Säle: Bureau, Direktion, tierärztliche Zimmer, pathologische Sammlung zc. des städtischen Fleischbeschauamts. Neben dem Ober-Tierarzt arbeiten dort über 20 Tierärzte und 25 Stenpler. Außerdem sind in besonderen Räumen auf dem Schweine-Schlachthof über 200 Mikroskopisten, darunter über 100 Damen und über 70 Probenehmer mit der mikroskopischen Fleischschau beschäftigt.

Wir sind nun hinüber gegangen auf den Kleinvieh-Schlachthof. In der Kälber- und Hammel-Schlachthalle sehen wir, wie diese Tiere abgeschlachtet werden. Die Arbeiter machen mit ihnen wenig Umstände. Sie legen sie seitwärts auf den Schragen und binden ihnen einen Strick fest um den Leib, damit sie nicht herabspringen können. Bei den Hammeln werden die Hinterfüße zusammengebunden, und der sogenannte Hängesiod hindurchgezogen. Dann wird, ohne vorherige Betäubung, der Hals abgeschnitten, das Tier zuckt noch einige Male und schon ist der Geselle dabei, das Fell abzuziehen. Kurze Zeit später hängt das getötete und ausgeweidete Tier fix und fertig zum Verkauf da.

Die Hammelschlächter haben eine tägliche Arbeitszeit bis zu 18 und 19 Stunden und eine ihrer lebhaftesten Klagen besteht darin, daß sie auch Sonntags von 5—10 Uhr morgens schlachten müssen. Haben sie sich dann von ihrer blutigen Arbeit abgemacht, so läßt der Meister noch immer nicht Sonntagsruhe walten; dann muß der Geselle oft noch bis nachmittags 3, ja 5 Uhr bei den Ladenschlächtern taffieren gehen. Was bleibt unter solchen Umständen von Sonntag übrig, der der einzig wirkliche Ruhetag der Woche ist? Die Hammelschlächter sind deshalb auch in eine Bewegung eingetreten, die die Einführung vollständiger Sonntagsruhe zum Ziele hat. Es ist ihnen die Erreichung derselben um so mehr zu wünschen als sie bei einer in den frühesten Morgenstunden beginnenden Arbeitszeit es nur auf einen Höchstlohn von 30 M. pro Woche bringen.

Wie wir auf den Schweineschlachthof hinübergehen, müssen wir an dem mittleren Kleinvieh-Schlachthaus vorbei und ein infernalisches Gestank verrät uns, daß hier die Abfälle gebrüht werden, das Geschlänge, die Füße und Köpfe, von deren Weiterverkauf wieder besondere Gewerbetreibende, die sogenannten Kramhändler, ihre Existenz haben. Dann kommen wir rechts an der Koch- und Sterilisierungsanstalt vorbei, in welcher in mächtigen Kesseln das Fleisch kranker Tiere einem hohen Hitze-grad ausgesetzt wird, durch den die Krankheitsreger abgetötet werden. Dieses Fleisch gelangt später in großen Stücken zum Preise von 60—80 Pf. pro Kilogramm zum „Selbstverbrauch in der Familie“ zum Verkauf und es ist ein Beweis für das entseflichte Gland, welches sich in den Hinterhäusern der Mietskasernen, der Kellerwohnungen und der Dachkammern verbirgt, daß sich für dieses Fleisch zahlreiche Abnehmer finden.

Unter Hand haben wir eine Albuminabrick vor uns. Sie kauft das Blut der Schlachtthiere auf, entzieht ihm das Eiweiß und verwendet

dies zur Herstellung unechter Farben für Kattundrudereien, während der verbliebene Rückstand, mit Rübenmelasse gemischt, getrocknet und gepulvert als sogenanntes Blutkräftfutter oder allein getrocknet und mit Phosphaten vermischt, als Kunstdünger Verwendung findet. Eine Kalzschmelze erzeugt Stearin, Seifen, Licht- und Speisefalg, eine Zutrücherei reinigt, trocknet und fortsetzt die Schweinsborsten, eine Darmschleimerei reinigt die von den Großschlächtern erworbenen Gedärme vom Schleim, salzt, bindet, trocknet sie, um sie an die Wurfmacher zu verkaufen, während in einer andren Anstalt der ekelhafte Schleim sterilisiert und verdichtet wird. So ist auch die Verwertung der Abfälle heute vervollkommnet und fabrikmäßig eingerichtet worden.

Vorbei an den Kohlenlagerplätzen sind wir auf dem Schweineschlachthof angelangt. Aus inner in Rücksicht auf die Gesundheitsgefahren gebotenen weiten Entfernung sehen wir noch das am Bahngelände gelegene Dünghaus, wo der schleimige Inhalt der Düngelasten auf Eisenbahnwagen verladen und nach der Düngerstelle des Viehhofs geschafft wird. Dort wird er mit Strohdünger vermischt und abgelagert, um dann ein geachteter Kaufartikel der Rittergüter zu sein.

Mitten zwischen den Schweineschlachthäusern liegt ein Kesselhaus mit zehn riesigen Cornwallkesseln von je 100 Quadratmeter Heizfläche. Sie bereiten den Dampf für das Kesselhaus, die Eismaschinen, die Brühbottiche usw.

Als wir in eines der großen Schweineschlachthäuser treten, treibt man eben in die mit Eisenwänden verkleideten Wägen Schweine ein. Die Schlächter nennen sie Totschlaggebrachten. In eine Wucht, in welche vier Schweine eingetrieben sind, tritt eben ein mit dem langen Totschlaghammer bewaffneter junger Geselle. Die Tiere rennen quiekend an den Wänden hin, aber gelassen wartet der junge Mensch, bis ihm eins der Tiere sicher steht. Dann drückt er's mit dem Knie gegen die Wand, zwei wichtige Schläge vor den Kopf und das Schwein liegt regungslos da. Schon hat er ihm einen bereitgehaltenen Fleischkasten ins Maul gesteckt und schleift es aus der Wucht heraus in den sauber gepflasterten Brühraum. Dort wartet bereits ein anderer, der auf dem loslos dahingeliegenden Tier hinsteht und ihm das Messer in die Halsader bohrt. Das Tier schlägt noch ein paar Mal mit den Hinterfüßen, während das schwarze Blut aus der tödlichen Halswunde dick und mächtig hervorströmt, als ob man den Hahn einer Wasserleitung weit geöffnet habe. Das Blut wird in einem flachen Blechkasten aufgefangen und in einen Sammelkimer gegossen, so daß fast kein Tropfen verloren geht. Während dieser Minute hat der Geselle bereits die drei übrigen Schweine betäubt, so rasch und sicher geht ihm die häßliche Arbeit von der Hand. Die Tiere schlüpfen schließlich gar nicht mehr, so hat sie der Schreck gelähmt. Mit großen angstvollen Augen zur Seite stierend, liegen sie an den Wänden und empfangen wohllos den betäubenden Schlag. Falls dungenweise werde die ausgebluteten Tiere in die Brühbottiche geworfen, riesige Keifel, deren Dampf durch den breiten Rauchfang abzieht. Siedendes Wasser ist im Au vorhanden. Ein geöffneter Hahn läßt das kalte Wasser ankströmen, ein anderer gießt vom Boden den Dampf in den Bottich und bringt das Wasser fast schneller als man es schildern kann, auf den Siedepunkt. Sind die Tiere gebrüht, so werden sie abgetragt, auf den Schragen geworfen, abgehärt, am Hängestock ausgezogen und „aufgebrochen“. Die Eingeweide kommen in die anstoßende „Kuttelei“, der sauber hergerichtete Kadaver in die Fleischkammer des Meisters oder in das Kiehhaus.

In den Schweine-Schlachthäusern arbeiten ca. 90 Groß- und ca. 80 Lohnschlächter, denn die Schlachthäuser sind groß genug, daß man darin täglich e. va 6000 Schweine schlachten kann. Auch diese Schweine-Schlächtergesellen haben einen schweren Arbeitstag. Das Kesselhaus giebt schon von morgens 5 Uhr Dampf bis abends 7 Uhr. Es beginnt also um diese Zeit auch das Schlachten in kann unterbrochener Thätigkeit. Die beiden Gesellen, die wir hier beobachten, schlachten in einem Nachmittag, von 1—7 Uhr, 25—30 Schweine, eingeschlossen Brühen, Enthaaren und Aufbrechen!

Wir werfen noch einen Blick auf die ganz nördlich an der Landsberger Allee gelegene Verkaufshalle für ausländische Schweine, auf das Gebäude der mitrostophischen Fleischschau, auf die Remise und dergleichen, dann sind wir am Ende und wandern langsam zurück. Dabei sehen wir, wie auf die Bevölkerungsvermehrung Berlins Rücksicht genommen ist. Der durch die Volksvermehrung steigende Fleischverbrauch wird fortlaufend Vergrößerungen der Miesenanlage notwendig machen. Entsprechend dem ist auf dem Schlachthof ein bedeutender Komplex für die Anlage neuer Rinder- und Schweineschlachthäuser reserviert.

Man hat es bequemer, wenn man von dem Haupteingang an der Eldenastraße mit der elektrischen Straßenbahn in die innere Stadt zurückfährt, wir durchwandern zurückgehend jedoch noch einmal die ganze Anlage und überblicken sie von der Fußgängerbrücke zum Ringbahnhof. Es sind insgesamt 71 Gebäude, die dort weitläufig vor uns liegen, alle sich ähnlich in dem sauberen massiven Baustil mit gelben und roten Verblendsteinen, Schiefer- oder geteerten Pappdächern, gepflasterten Straßen. Die Gesamtlänge der Straßen beträgt 11 207 Meter = fast 1 1/2 deutsche Meilen. Wenn der Abend hereinbrochen sein wird, werden 28 500 Meter Gasrohr und ca. 6500 Flammen die Beleuchtung liefern, wofür die städtischen Gasanstalten jährlich ca. 900 000 Kubikmeter Gas produzieren. Die ungeheuren Wassermassen, die hier verbraucht werden, werden aus 26 000 Meter Röhren geliefert, die

750 000 Kubikmeter Wasser jährlich befördern, während die Abwässer durch ca. 1800 Gullies aufgenommen und nach den Mieselgütern Malchow, Zallenberg usw. gedrückt werden. 80 000 Centner Heu, 40 000 Centner Stroh, 30 000 Centner Gerste und Sätrot, 7000 Centner Roggenkleie, einige tausend Centner Hafer, Erbsen, Kartoffeln, werden alljährlich hier verbraucht. Im letzten Jahre, über welches Zahlen vorliegen, wurden auf dem Viehhof aufgetrieben: 211 195 Rinder, 856 859 Schweine, 102 612 Kälber, 574 805 Schafe. Davon wurden auf dem Schlachthof geschlachtet: 150 611 Rinder, 657 659 Schweine, 137 829 Kälber, 404 309 Schafe; der Rest ward nach auswärts exportiert.

Von welsch riesenhaftem Umfang dieses städtische Unternehmen ist, zeigen auch die Baukosten. 10 Millionen Mark kostete die Anlage des Schlachthofs, 8 Millionen diejenige des Viehhofs. Die Jahresrechnung balanciert in Einnahme und Ausgabe mit ca. 4 1/2 Millionen Mark.

Die glänzende, ins Kosossale gehende Organisation, welche die modernen Großstädte dem ehemaligen Kleinbetrieb in der Lebensmittelversorgung, der Schlächtere, gegeben haben, zeigt zu ihrem Teile am besten den unaufhaltsamen Fortschritt der menschlichen Produktionsweise bis zur höchstmöglichen Form des Großbetriebs. —

Kleines Feuilleton.

— Was wird Vandi? In Vandis Elternhause war große Gesellschaft auf der kühlen Veranda versammelt, wo über die Vorgänge in China konversiert wurde. Die Gesellschaft konstatierte einhellig, daß die in Peking residierenden europäischen Gesandten keine Ahnung von der Gefahr gehabt hätten, welche sie bedrohte und welcher sie zum Opfer gefallen waren.

Die Unterhaltung wurde durch Vandi gestört, der weinend hinzukam. Die Kleider des Kerlchens waren besudelt und zerrissen, sein Gesicht zeigte Kratzspuren, und er machte den Eindruck, als sei er tödlich geißelbesenelt worden. Es war überaus offenbar, daß der Knirps durchgeprügelt worden sei, und noch dazu weidlich.

Als er sich ausgeplürt hatte, nahm man ihn ins Gebet und Vandi trug den Fall folgendermaßen vor:

„Der Papa kaufte mir gestern eine Angelrute und ich war zum Teich gegangen, um zu fischen. Pepi, dem ich auf der Straße begegnete, sagte mir, ich solle nicht zum Teich gehen, denn die Vuben hätten sich gegen mich verschworen und würden mich durchprügeln. Pepi hatte mir aber lange gut reden, denn ich ging doch nach dem Teich.“

„Hättest Du keine Angst, daß die Vuben Dich wirklich durchhauen?“

„Nein. Der Herr Lehrer hatte ihnen ja das Raufen verboten. Als ich über das letzte Haus hinaus und auf dem freien Feld angelangt war, bemerkte ich, daß Hansi, Stephi und Zmre mir nachhumpeln und daß sie Stöcke in Händen haben. Und dann sah ich, daß auch von der andern Seite her sich mir Vuben näherten, und daß auch die Stöcke hatten.“

„Auch da ahntest Du noch nichts?“

„Auch da nicht. Ich dachte mir, sie seien böse aufeinander und würden sich selber hauen. Ich ging ruhig weiter nach dem Teich. Auf halbem Wege kam mir unser Gärtner entgegen und hielt mich an. Er sagte, die Vuben sprächen davon, mich zu prügeln. Und er empfahl mir, mit ihm nach dem Dorfe zurückzugehen, er würde es nicht zugeben, daß sie mich durchbläuen.“

„Und warum bist Du nicht umgelehrt?“

„Aber, ich bin' gar sehr, ich hab' doch von den acht Zungen nicht voraussetzen können, daß sie mich Wehlosen überfallen würden? Und dann konnte doch auch jeder wissen, daß er, wenn ich geprügelt würde, vom Herrn Lehrer streng bestraft wird.“

„Aun, und hast Du richtig gedacht?“

„Unrichtig hab' ich gedacht. Die Vuben, als sie mich umzingelt hatten und mir schon nahe genug waren, brachen in ein Schlachtgeheul aus und schrien: „Haut den Spizbuben!“

„Da bist Du aber denn doch schon erschrocken, was?“

„Noch nicht. Ich dachte mir, irgendwo in der Nähe sei ein Spizbube versteckt, und dem wollten sie nun zu Leibe. Ich war so ruhig, daß ich mich sogar umfah, wo denn der Spizbube sei, der Hane kriegen sollte. So sehr ich aber auch zusah, außer den Vuben konnte ich niemand entdecken.“

„Aa, und?“

„Und? Und dann weiß ich nicht recht, was weiter geschah, denn sie begannen von allen Seiten auf mich loszudreschen. Sie schlugen mich zu Boden und trampelten auf mir umher. Ich sah nichts mehr, ich fühlte nur, daß ich geprügelt wurde und daß die Prügel wehe thoten.“

Vandis Papa, der seines Sohnes Erzählung am aufmerksamsten zugehört und der die treuherzige Einfalt seines einzigen Sproßlings tief erbittert hatte, rief mit außerordentlicher Beforgnis aus:

„Vandi, ums Himmelswillen, was soll denn aus Dir werden?“ Der Junge, der, wie es scheint, schon längst im Klaren darüber war, welchen Beruf er wählen müsse, nahm die Frage sehr ernst und antwortete auch sehr ernst:

„Ich, Papa, ich werde Diplomat. Ich geh' als Gesandter nach Peking.“

Kunst.

— Die Goethe-Stiftung des „Kunstwart“. Im letzten Heft erfährt man genaueres über die kunstpolitische Gründung, die die angefehene Dresdener Zeitschrift ins Leben rufen will. Es sollen die wirklichen Dichtungen in ihrem Wettbewerb mit der bloßen Unterhaltungslitteratur unterstützt werden. Die Goethe-Stiftung erwirbt durch eine Rente für den Dichter oder durch einmalige Abfindung das Urheberrecht an sein Buch, das sie dann herausgibt, unter Umständen zum Selbstkostenpreis. Um das zu können, will sie vom Staat eine jährliche Unterstützung von 250 000 M. und außerdem soll das Urheberrecht nicht mehr nach dreißig Jahren erlöschen, sondern auf die Goethe-Stiftung übergehen. Der Gewinn, den verstorbene berühmte Autoren abwerfen, soll nicht mehr ganz in private Taschen fließen, sondern auch zum Besten der Litteratur verwandt werden. Natürlich soll das Urheberrecht die Goethe-Stiftung keineswegs dazu befähigen, die Herausgabe der Werke verstorbener Dichter zu hindern. Dieselben bleiben wie bisher der Unternehmungslust der Verleger freigegeben. Die Goethe-Stiftung soll nur einen gesetzlichen Anspruch auf eine geringe Gewinnbeteiligung haben, etwa auf 2 Proz. des Reinertrages. Um die Interessen des Verleger zu wahren, soll das Urheberrecht erst nach dem 1. Januar 1910 an die Goethe-Stiftung übergehen. Ueber Einrichtung und Verwaltung der Stiftung entscheiden Sachverständige, die zur Hälfte vom „Deutschen Schriftstellerverband“ zur Hälfte von der „Schiller-Stiftung“ gestellt werden. Der „Kunstwart“ hofft, daß die geplante Gründung im Reichstag und in der Presse reichlich erwogen werden wird. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Herstellung des Xyloliths. In der „Technischen Rundschau“ wird die Herstellung des Xyloliths oder Steinholzes beschrieben. Die Masse besteht im Wesentlichen aus Magnesit und Sägespänen. Gebrannter Magnesit wird in einem Mahlwerk zu feinstem Mehl pulverisiert, um sodann durch ein Rahmschwert unter Zusatz der entsprechenden Kohlenstoffe und einer Chlormagnesiumlösung zu einer dickflüssigen Masse gemengt zu werden. Diese Masse gelangt durch Rohrleitungen als Beimischung der Sägespäne in ein Trockenmahlwerk, welches, um ein gründliches Befechten der Sägespäne zu erwirken, außerdem mit einem Hochwerk versehen ist. Von demselben geht die Mischung noch durch ein Schlenkwerk, um etwa zusammengeballte Theilchen zu lösen und zu zerlegen. Die vorbereitete Masse wird in Formen eingebracht und durch genaues Zuehalten der Lehren die Höhe der einzubringenden Menge bestimmt, die erforderlich ist, um die gewünschte Plattenstärke nach Einwirkung des nun hierauf kommenden Drucks zu erzielen. Die wagerechte Scheidung der einzelnen Schichten wird durch Zwischenlegen von entsprechenden Stahlplatten bewirkt. Mittels Wagen werden die Formen unter eine hydraulische Presse befördert und einem Druck bis zu 300 Atmosphären ausgesetzt. Um die zusammengepreßte Masse nicht während der ganzen Dauer des hierauf folgenden Bindeprozesses der einzelnen Stoffe unter der hydraulischen Presse belassen zu müssen, fängt man den darauf ruhenden Druck durch starke Verschränkungen ab, und es beginnt der chemische Bindeprozess unter Beibehaltung des bestehenden Drucks. Dieser Vorgang benötigt etwa 24 Stunden bis zu seiner Vollendung. Nach Lösung der Formen gelangen die fertigen Platten zur Entfernung alles überschüssigen Chlormagnesiums in ein Wasserbad, in welchem sie rund drei Tage verbleiben müssen, um sodann in Trockenräumen bei mäßiger Wärme getrocknet zu werden. In den Bearbeitungsräumen werden die Platten, je nach Art und Weise ihrer Verwendung zu entsprechenden Plättchen, Riemen usw. der erforderlichen Größen geschnitten. —

Technisches.

— Wieder ein neues Flugprojekt. Neben den Erfindern, die sich mit der Konstruktion eines lenkbaren Luftballons abmühen, ist seit einigen Jahrzehnten eine Anzahl von Ingenieuren eifrig bestrebt, nur durch Motore, Luftschrauben und Flügel Auftrieb und Fortbewegung zu erzielen. Zu diesem Zweck haben sie entweder wie der unglückliche W. Lilienthal eingehend den Vogelflug studiert und suchen nun auf ihren Beobachtungen ihr Prinzip aufzubauen, oder sie konstruieren Apparate, welche die Bewegungen des Kinder-Papierdrachens etwa ausführen sollen. Zu den letztgenannten Projekten gehört das des österreichischen Ingenieurs Krey, dessen Luftschiff in der Nähe der Stadt Wien bereits fertig liegt und seinem ersten Aufstieg entgegenharrt. Bei der Station Unter-Tullnerbach befindet sich das große Staubbassin der Wien, eine ziemlich bedeutende Wasserschleuse, und an seinem südlichen Ufer erhebt sich eine Hütte von mäßigem Umfang, welche den Apparat beherbergt. Dieser ist im Vergleich zu dem Luftschiff des jüngst viel genannten Grafen Zeppelin geradezu ein Zwerg zu nennen; wenigstens hat er nach den Angaben von „Dinglers Polytechn. Journal“ eine Längenausdehnung von mehr als 10 Metern. Er besteht in seinem unteren Teil aus einer Art Schlitten, weshalb ihn der Erfinder auch „Automobil-Schlittenboot“ getauft hat. Zwei ziemlich dicke Aluminiumröhren mit gut verbundenen unteren Flächen sind durch Querleisten mit einander verbunden. Das Schlittenboot kann ebenso auf dem Wasser schwimmen, wie sich auf jeder halbwegs glatten Fläche (z. B. auf einer Wiese)

mit ziemlich großer Geschwindigkeit fortbewegen. Auf der erwähnten Unterlage ist nun ein großes aber leichtes Gerüst montiert, auf welchem sich der Raum für die Luftschraube befindet; dort wird auch der Benzinmotor von 20 Pferdekraften angebracht werden, der die Luftschraube bewegen soll. Diese Schraube ist etwa wie eine Schiffschraube konstruiert, nur besteht sie aus leichtem Material: starke Leinwand auf einen Rahmen gespannt. Ihre Auftriebskraft ist hauptsächlich dazu bestimmt, das Fahrzeug in die Luft zu heben. Drei große Flügel — Krey nennt sie „Drachenschalen“ — sind quer über dem Boot festgelegt; sie wirken wie Fallschirme und werden den Apparat in der Luft tragen. Das hintere Ende des Boots bildet ein bewegliches Horizontalsteuerrad. Die Luftschraube erhält vom Motor durch eine Transmissionskette eine Umdrehungsgeschwindigkeit bis zu 120 Touren in der Minute. Ueber dem Sitz des Luftschiffers befindet sich ein Apparat, der durch wenige Handgriffe alle Teile der Flugmaschine in Bewegung setzt. Der Erfinder will einstweilen mit seinem Apparat so lange auf dem Wasser manövrieren, bis er alle Teile völlig ausprobiert hat; dann will er einen Aufstieg unternehmen. Hierzu wird er einer Anfangsgeschwindigkeit von 10 Meter bedürfen; sobald diese erreicht ist, soll sich das Schiff aus dem Wasser erheben. Die Luftschraube treibt in schräger Richtung in die Höhe, und je mehr es sich aus dem Wasser hebt, desto geringer wird die Adhäsion zwischen Wasser und Boot, desto weniger Tragkraft braucht der Motor zu entwickeln. Danach beruht also die Erfindung durchaus auf dem Prinzip des Papierdrachens: Das Kind läuft, und wenn es rasch genug läuft, hebt sich der Drache in die Lüfte; nur vertritt bei dem Drachensieger des Ingenieurs die Luftschraube die Stelle des langsamen Knaben. — Der Apparat wiegt etwa 200 Kilogramm; mit Motor und Bemannung wird sein Gewicht im ganzen 600 Kilogramm betragen. —

Humoristisches.

— Am Ziel. Vater: „Nun, Franz, mit Deinen Wissenschaften siehst es aber ganz bedenklich aus; Du kommst ja jeden Tag um einen oder zwei hinunter.“
 Franz: „Das kommt von jetzt ab nicht mehr vor, Papa!“
 Vater: „Nun, das soll mich freuen; so sicher ist das aber wohl nicht?“
 Franz: „Doch Papa; ich bin hent der letzte geworden!“ —
 — Sekundärbahn = J d h II. A.: „Sagen Sie nur, Frau Bahnhöfnerin, wie stellen Sie es nur eigentlich an, daß Ihre Kinder alle so zeitig laufen lernen?“
 B.: „Seh'n S' Frau Posthalter, das giebt sich bei uns hier ganz von selbst, die Kleinen halten sich hinten am Zügle an und wenn's losfährt, laufen s' halt mit!“
 — Schätzung. Birt (zum Kellner): „Wissen Sie nicht, ob der Herr auf Nummer vierzehn noch längere Zeit da bleibt?“
 Kellner: „Gewiß! Er hat noch ein zweites Gemd mit!“ —
 („Megg. Humor. Bl.“)

Notizen.

— Holger Drachmann hat ein neues fünfaktiges Drama „Halfred“ vollendet. Es behandelt eine alte isländische Sage und wird diesen Winter in Kopenhagen und Christiania aufgeführt werden. —
 — Für das Berliner Opernhaus ist der Irlische Tenor des Hamburger Stadt-Theaters Herr Jörn engagiert worden. —
 — In „Birgows Archiv“ (Band 100 Heft 1, 1900) ist folgendes zu lesen: „Aron hat einem gesunden Menschen einen Troilar, welcher mit einem Manometer verbunden war, in die Pleurahöhle eingeführt und den Druck direkt gemessen. Er fand im Mittel bei ruhiger Atmung für den intrapleuralen Druck auf der Höhe der Inspiration — 4,64 und auf der Höhe der Expiration — 3,02 Millimeter Quecksilber.“ — Wieder ein Fall, in welchem einem gesunden Menschen nur zu „wissenschaftlichen“ Untersuchungen die Brusthöhle eröffnet wird. —
 — Der Forscher Ernst v. Hesse-Wartegg ist soeben von seiner dritten Reise um die Welt nach London zurückgelehrt. Er besuchte holländisch-Juden, vornehmlich Java und Celebes, dann die Molukken, bereiste Neu-Guinea und den Bismarck-Archipel, nahm an der ersten Expedition nach der Admiraltätsinsel St. Matthias teil und fuhr hierauf nach Samoa, dessen beide Inseln er als erster Forschungsreisender mehrmals durchquerte. —
 — Ein neuer heller Komet ist am 23. Juli auf dem Smith-Observatory in Geneva im Staate New York entdeckt worden. Er bewegt sich nordwärts durch das Sternbild des Widder. —
 t. Die offiziellen Abkürzungen für die Maßeinheiten sind gelegentlich der letzten Sitzung des Internationalen Komitees für Maße und Gewichte folgendermaßen festgesetzt worden. Längennäße: Kilometer km, Meter m, Decimeter dm, Centimeter cm, Millimeter mm. Flächennäße: Quadratmeter km², Hektar ha, Ar a, Quadratmeter m², Quadratdecimeter dm², Quadratzentimeter cm², Quadratmillimeter mm². Raumnäße: Kubikmeter m³, 1 Ster (als Holzmaß gleich 1 Kubikmeter) s, Kubikdecimeter dm³, Kubikcentimeter cm³, Kubikmillimeter mm³. Hohlnäße: Hektoliter hl, Dekaliter dal, Liter l, Deciliter dl, Centiliter cl, Milliliter ml. Gewichte: Tonne t, Metercentner q, (nach dem französischen quival), Kilogramm kg, Gramm g, Decigramm dg, Centigramm cg und Milligramm mg.